

relevante Vorstellungen“ gerecht werden zu können. Dafür erscheint allein schon die Menge möglicher Einflüsse anderer Medien als zu groß. Dies umso mehr angesichts des steigenden Interesses immer größerer Bevölkerungskreise an wirtschaftlichen Themen nach dem und um den Börsengang der Telekom im Jahr 1996, also mitten im Untersuchungszeitraum. Dass sich ‚ein Volk von Aktionären‘ bei der Suche nach dem für Börsianer so wertvollen Gut „Wirtschaftsinformation“ vorrangig auf Basis der Informationsangebote der vier untersuchten Nachrichtensendungen ein Bild von der wirtschaftlichen Lage machen soll, ist schwer vorstellbar, insbesondere, weil zu dieser Zeit das Angebot an Wirtschaftsinformationen in allen Mediengattungen boomte. Die Argumentation des Verfassers, die auf allgemeinen Mediennutzungsdaten aus unterschiedlichen Jahren beruht, erscheint in diesem wichtigen Kontext nicht ausreichend – auch wenn die angeführten forschungsoökonomischen Gründe gut nachvollziehbar sind (vgl. 52 ff. und 65).

Auffallend ist auch das Thema „Arbeitslosigkeit“, angesichts dessen eindeutiger Dominanz unter allen untersuchten Themen sich eine Reihe von Fragen aufdrängt: Ist das Thema „Arbeitslosigkeit“ tatsächlich ein Thema „mit direkt erkennbarem wirtschaftlichen Bezug“ wie es der Verfasser unterstellt? Oder ist es ein Thema, das für Medien und Publikum eher sozialpolitische als wirtschaftliche oder wirtschaftspolitische Relevanz besitzt? Und was ist, wenn sich dieser Verdacht bestätigen würde? Wären dann die in der Untersuchung konstatierten Effekte unter Umständen gar nicht auf die Wirtschaftsberichterstattung zurückzuführen, sondern auf die Medienberichterstattung zu sozialpolitischen Themen? Diese Fragen bleiben vom Verfasser leider undiskutiert, was wahrscheinlich damit zusammenhängt, dass es seiner Ansicht nach prinzipiell schwierig ist, den Begriff der „Wirtschaftsberichterstattung“ aus Publikumsicht praktikabel zu bestimmen (69). So nachvollziehbar dieses Argument auch sein mag: Den Einfluss der Wirtschaftsberichterstattung auf die wahlrelevanten Vorstellungen der Bevölkerung zu untersuchen, ohne dabei zu wissen, was von den ‚Vorstellung-habenden Wählern‘ und den ‚Wirtschaftsberichterstattungs-Machern‘ überhaupt als Wirtschaftsberichterstattung angesehen wird, verursacht einen bitteren Beigeschmack. Allerdings hätte eine Diskussion der hier ange-

schnitten Problematik, bei der sich z. B. eine systemtheoretische Herangehensweise anbieten könnte, die eine zusammenhängende analytische Betrachtung sozial- und wirtschaftspolitischer Rationalitäts- und Bewertungskriterien innerhalb des Gesellschaftssystems ermöglicht, den Rahmen der Untersuchung bei weitem sprengt. Vielleicht ist dies eine interessante Problemstellung für mögliche Folgeuntersuchungen. Ob und wie die Ergebnisse derartiger, metatheoretischer Auseinandersetzungen dann aber auch praktikabel und empirisch operationalisierbar sind, steht auf einem anderen Blatt.

Aufgrund der angeführten Bedenken erscheint die Gültigkeit und Aussagekraft der Untersuchungsergebnisse als eingeschränkt oder zumindest als hinterfragbar, was der Verfasser nicht nur in seinen Schlussbetrachtungen, sondern an verschiedenen Stellen der Arbeit direkt oder indirekt selbst einräumt (vgl. u. a. 63 f., 95, 120). Der Wert der Untersuchung besteht demnach vorrangig darin, dass sie eine Vielzahl von erwähnten und unerwähnten Anknüpfungspunkten für Folgeuntersuchungen aufzeigt – was m. E. ein wesentliches Kriterium für die Qualität einer wissenschaftlichen Arbeit darstellt. Darüber hinaus beinhaltet die pragmatische, interdisziplinär fundierte Untersuchungsanlage, die vom Verfasser selbst zu unrecht als „eher schwerfällig“ bezeichnet wird (241), eine Reihe von Anhaltspunkten und Ideen für empirische und praxisorientierte Auseinandersetzungen mit komplexen kommunikationswissenschaftlichen Problemstellungen.

Achim Janik

Daniel Süß

Mediensozialisation von Heranwachsenden

Dimensionen – Konstanten – Wandel

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004. – 372 S.

ISBN 3-531-14190-2

Seit mehr als 25 Jahren beschäftigen sich Kommunikationswissenschaftler an der Universität Zürich mit Mediensozialisation oder mit der „Sozialisationsperspektive in der Medienwirkungsforschung“, wie es Heinz Bonfadelli 1981 in seiner Dissertation umschrieb, und zwar sowohl theoretisch wie empirisch. Vor Bonfadellis Dissertation hatten Ulrich Saxer und seine Mitarbeiter bereits eine empirische

Studie über „Die Massenmedien im Leben der Kinder und Jugendlichen“ (1980) erarbeitet, und 1988 gab Saxer einen fundierten Reader zur „Sozialisation durch Massenmedien“ als Themenheft von „Publizistik“ heraus (der in der vorliegenden Publikation allerdings nicht aufgeführt ist). Daher ist es in der Tradition und nur konsequent, wenn Daniel Süss, inzwischen Professor für Kommunikations- und Medienpsychologie an der Hochschule für Angewandte Psychologie Zürich in dieser seiner preisgekrönten Zürich-Habilitationsschrift erneut den Stand der einschlägigen Mediensozialisationsforschung aufarbeitet und zugleich neuere empirische Daten über die Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen und über die Bedeutung der Medien für diese Publikumsgruppe auswertet, die im Rahmen mehrerer Forschungsprojekte gewonnen wurden: und zwar zum einen in einem repräsentativen international vergleichenden Survey in zwölf europäischen Ländern von 1997, der bereits publiziert ist (Livingstone/Bovill 2001), und zum anderen in einigen eigens durchgeführten Fallstudien in der Schweiz in den Jahren 1996 und 2002. Ergänzend werden für die Schweiz noch ältere Erhebungen sekundäranalytisch einbezogen, so dass ein Vergleich von drei Generationen seit den 1970er Jahren möglich wurde.

In der Tat ist dies ein umfangreiches und dichtes Datenmaterial, das hier zusammengeführt, in vielen Tabellen aufgeführt und vergleichend interpretiert wird, wengleich sich die meisten Aussagen auf die Daten von 1997 beziehen, damit nicht immer mehr ganz aktuell sind, und auch wenn der Autor andere europäische Länder sowie die USA jeweils am Ende eines Kapitels exemplarisch berücksichtigt, stehen die Verhältnisse in der Schweiz im Vordergrund (die allerdings – wie der Autor am Ende einräumt – nicht genügend für die regionalen Unterschiede und andere distinktiven Variablen differenziert werden können). Doch zumal für einen einzelnen Wissenschaftler sind irgendwo die Grenzen der Datenübersicht und -verarbeitung erreicht.

„Zu welchen Dimensionen der Mediensozialisation gesicherte Befunde vorliegen und wo diese fehlen und welche theoretischen Konzepte die Befunde zu einem kohärenten Gesamtbild zu verknüpfen instande sind“ (S. 22) – diese Fragen zusammenzuführen, dafür besagte empirische Erhebungen aufzubereiten, ist das übergreifende Ziel dieser Arbeit. Sie will

damit Veränderungen in der Mediensozialisation seit den 70er Jahren, aber auch Konstanten herausarbeiten, und dies auch in territorial vergleichender Hinsicht. Und da der Autor sich auch als Medienpädagoge versteht, soll mit solch wissenschaftlicher Übersicht und Fundierung das bis heute virulente „Spannungsfeld zwischen aufwändigen empirischen Datenerhebungen der Publizistikwissenschaft und eher theoretischen medienpädagogischen Essays“ überwunden werden, um somit „Ressourcen und Risiken im Medienalltag von Kindern und Jugendlichen herauszuarbeiten“ (ebd.). Denn nach wie vor seien Einschätzungen zur Medienkindheit – so die einleitenden Bemerkungen – von gegensätzlichen Positionen geprägt: von „normativen“, meist pessimistischen auf der einen und kritisch-optimistischen oder gar euphorischen auf der anderen Seite. Und die empirische Forschung sei zusätzlich von einem „fachlichen Grabenkampf“ zwischen den ‚Quantis‘ und den ‚Qualis‘, also zwischen quantitativer und qualitativer Vorgehensweise, gespalten (S. 21), vor allem wenn es um Forschungsmittel und andere Ressourcen gehe. Ob dieses Kontroverse heute noch akut ist, sei freilich dahingestellt.

Weit reichend und aspektreich sind die Aufarbeitungen der „theoretischen Grundlagen der Mediensozialisationsforschung“ im 2. Kapitel, die von psychologischen und pädagogischen über soziologische bis hin zu kommunikations- und medienwissenschaftlichen Theorien und Konzepte reichen. Sie zeigen, wie umfangreich und vielschichtig mittlerweile Sozialisationsforschung anzulegen ist, selbst wenn sie dann nicht alle in die eigentliche Fragestellung integriert werden können. Denn unerwartet eng formuliert der Autor die beiden – aus seiner Sicht – „Grundfragen der Mediensozialisationsforschung“ (S. 65ff), nämlich dahingehend, wie zum einen Menschen lernen, mit Medien umzugehen, und welche Formen des Umgangs sich unterscheiden lassen, was als Medienkompetenzen bezeichnet wird, und wie zum anderen Medien die allgemeinen Sozialisationsprozesse verändern und ob dies entwicklungsfördernde oder -gefährdende Veränderungen sind, was als Medieneffekte bezeichnet wird.

Doch mit diesen beiden Fragen scheint der theoretische Horizont der Sozialisationsforschung nicht hinreichend ausgemessen, vielmehr wird sie mit der ersten Frage auf funktio-

nales Lernen verkürzt, allein schon der Begriff der Medienkompetenz ist weiter gefasst, als der Medienumgang einschließt. Außerdem ist Mediensozialisation als Begriff und Theorie – übrigens schon vor der Medienkompetenz – eingeführt worden, um mehr und anderes zu umfassen als nur Medienwirkungen bzw. kausale Effekte der Medien auf Sozialisation. Vielmehr lässt sich Mediensozialisation, gewiss in Zusammenhängen mit anderen primären und sekundären Sozialisationsfaktoren, als begrenzt spezielles, gleichwohl infolge der Omnipräsenz und inhaltlichen Universalität der Medien tendenziell universales Sozialisationsystem begreifen, das zum einen in alle anderen Sozialisationsprozesse hineinwirkt und diese potenziell verändert, zum anderen aber auch vom aktiven, realitätsverarbeitenden Subjekt konstituiert, mindestens beobachtet und rekonstruiert wird. Es bedarf mithin komplexer, vielschichtiger und reflexiver Theorieansätze, um diese Zusammenhänge analytisch zu erfassen. Dazu sind etliche Entwürfe von Kommunikationswissenschaftlern, aber auch von Vertretern anderer Disziplinen vorgelegt worden, die im Lichte neuerer Erkenntnisse und Befunde überprüft werden müssten. Daniel Süss fügt hingegen in seiner synoptischen „Theorie der Mediensozialisation“ die Dimensionen unter den Überschriften „Risiken“ und „Ressourcen“ eher deskriptiv und additiv zusammen und unterteilt sie zudem in präkommunikative (Medienzugang und Medienangebote), kommunikative (Mediennutzung und -aneignung) und postkommunikative (Medienkompetenz und -effekte) Variablen. Gewissermaßen ist damit der einzelne Rezeptionsprozess anvisiert; das kontinuierliche, auch diffuse Mediengefüge, in das heute Menschen hineinwachsen und das sie sich jeweils individuell aneignen, bekommt er so indes analytisch nicht hinreichend in den Griff.

Am Ende dieses Mediensozialisationsprozesses stehe „die erarbeitete Identität des Sozialisanden, welche durch seinen Medienalltag mitgeformt und laufend weiterentwickelt wurde“ (S. 277). Doch welche substanziellen Qualitäten und welche inhaltlichen Dimensionen diese Identität hat – die ja in der eingangs erwähnten medienkritischen Literatur vielfältig apostrophiert wird – bleibt trotz der angerissenen Kategorien, wie Konsum- und Konformitätsdruck, fremdbestimmte Zeit, Verzerrung im Selbst- und Weltbild, Auflösung der Identitätsgrenzen als Risiken sowie Erwerb von Wissen und Können in der sozialen Umwelt, persönliches Zeitmanagement, Medienaneignung als sozial verortete Selbstgestaltung und Medienkompetenz als gesellschaftliche Handlungsfähigkeit, recht vage und beliebig, wird jedenfalls nicht theoretisch verortet.

Immerhin zeigt der Autor für seine empirischen Studien an, wie sie weitergeführt und differenziert werden könnten: nämlich hinsichtlich weiterer Altersphasen – von der jüngsten Kindheit bis zum höheren Alter (wozu es auch schon Studien hier zu Lande gibt), hinsichtlich der verstärkten Beachtung reziproker Sozialisationsprozesse (wozu aber wieder nicht die Medien, sondern nur Personen gerechnet werden), anderer Gesellschaftsformen, Medienverzichtsformen sowie anderer verschiedenen Versionen der Medienkompetenz. Dazu angeregt hat ihn gewiss die Auswertung der genannten empirischen Daten, die in ihrer gewählten eher deskriptiven Qualität vorzugsweise homogene Befunde erbracht haben, auch im Ländervergleich, weshalb die Frage nach der Schärfung der analytischen Instrumente sicherlich berechtigt ist. Vor allem wären Längsschnitt- und Generationenvergleich fortzuführen und zu differenzieren, um endlich valide, längerfristige Anhaltspunkte über Anteile, Funktionen und Effekte von Mediensozialisation zu bekommen. Die Zürcher Kommunikationsforschung ist dafür gewiss weiterhin ein wichtiger und kompetenter Promotor.

Hans-Dieter Kübler

Jan Lublinski

Wissenschaftsjournalismus im Hörfunk

Redaktionsorganisation und Thematisierungsprozesse

Konstanz: UVK, 2004. – 381 S.

(Reihe: Forschungsfeld Kommunikation; 18)

ISBN 3-89669-441-3

Wissenschaftliche und technologische Erkenntnisse schaffen Fakten, die wesentliche Auswirkungen auf das Leben und Zusammenleben der Menschen nehmen können – Wissenschaft und Technik sind daher „allgegenwärtig“ und haben „geballte Macht“. Diese Macht wird u. a. durch den Journalismus kontrolliert, insbesondere in speziellen Wissenschaftsredaktionen, die als Strukturen des journalistischen Systems gezielt